

Das Urbild des „Robinson Crusoe“

Eine wertvolle literarhistorische Feststellung ist vor einiger Zeit dem holländischen Schriftsteller G. J. Hoogewerff gelungen. Hoogewerff, dessen Spezialgebiet die Erforschung der umfangreichen Robinsonliteratur ist, hat die Quellen des Defoes „Robinson Crusoe“ gefunden. Er ist dabei zu überraschenden neuen Resultaten gelangt. In Hermann Hettners Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird eine holländische „Robinsonade“, die im Jahre 1721 ins Deutsche übersetzt worden ist, als eine „herzgewinnende Nachbildung des herrlichen englischen Urbildes“ bezeichnet und vom Verfasser weit über die „armseligen deutschen Ausgeburten“ der Robinsonliteratur jener Zeit gestellt.

Von dieser Erwähnung geht der holländische Forscher aus. Er hat zunächst festgestellt, daß der „holländische Robinson“ nur eine Episode in einem Buche bildet, das den Titel „Beschreibung des mächtigen Königreiches Krinke Kesmes“ führt. Der Verfasser des Buches ist ein aus Zwolle in Holland gebürtiger Arzt namens Hendrik Smeeks, der zu seinem Buche die Schriften Juan de Posos angibt, des holländischen Entdeckers des zum unbekanntem Südländ gehörenden Inselreiches „Krinke Kesmes“. Der utopische Roman von Hendrik Smeeks ist im Jahre 1708 in Amsterdam gedruckt worden, das Handexemplar befindet sich im Besitze der Königlichen Bibliothek im Haag. Im Jahre 1721 erschien eine noch im gleichen Jahre ins Deutsche übertragene Neuausgabe des Buches. Weil Hettner diese deutsche Ausgabe für die gleichzeitige Übertragung der ersten holländischen Ausgabe hielt, glaubte er, die holländische „Robinsonade“ sei eine Nachahmung des im Jahre 1719 veröffentlichten „Robinson Crusoe“ von Defoe. Diese Feststellung ermöglicht zugleich die Korrektur einer lange gültigen Auffassung. Bisher war man der Meinung, daß der englische Matrose Alexander Selkirk, der im Jahre 1711 nach England zurückgekehrt

war, das Urbild zu Defoes „Robinson Crusoe“ gewesen sei. Nach den Forschungen Hoogewerffs scheint es aber klar, daß der Schiffsjunge aus dem Buche von Smeeks das wahre Urbild Robinsons ist.

Dafür zeugen viele Einzelheiten in dem Werke Defoes, die völlig mit dem holländischen Buche übereinstimmen. Daß Smeeks dieselbe Quelle, die auch Defoe für seinen „Robinson“ benutzt hat, nämlich eine Reisebeschreibung von Woodes Rogers, verwendet hat, erscheint ausgeschlossen, denn diese Reisebeschreibung ist zweifellos erst später als die Robinsonade von Smeeks erschienen. Man muß vielmehr annehmen, daß auch Defoe nicht diese englische Reisebeschreibung, sondern vielmehr, wegen der zahlreichen Übereinstimmungen, den holländischen Robinson als Quelle benutzte. Diese Annahme ist in keiner Weise unwahrscheinlich, da die holländische Sprache in damaliger Zeit weitverbreitet war. Es läßt sich auch nachweisen, daß Defoe die holländische Sprache verstand, und aus diesem Grunde gewinnt die Ansicht des holländischen Schriftstellers sehr viel für sich. Die Entstehung des „Robinson Crusoe“ ist jedenfalls ein ziemlich verwickelter Vorgang, der sich heute naturgemäß nur sehr schwer rekonstruieren läßt. Bei der Bedeutung des Robinsonstoffes aber sind solche Forschungen zweifellos als verdienstlich zu bezeichnen.

Die Bücher des Père Symes,

eines Pariser Originals

Vor ungefähr einem Jahre wurden in Paris im Hotel Drouot die Bücher des Père Symes versteigert. Der Gesamterlös betrug 402 000 Franken. Ein paar Tage zuvor waren sämtliche anderen Habseligkeiten, Möbel, Kleider usw. öffentlich ausgedoten worden. Sie erzielten zusammen 894,50 Franken, und zwar dank einer goldenen Uhrkette von eigenartiger Fassung, die allein mit 500 Franken bewertet wurde.

Wer Bücher besitzt im Werte von 400 000 Franken und dazu Möbel nebst Kleider für 400 Franken, der ist unbedingt als Original anzusprechen. Bei den meisten anderen Menschen ist dieses Verhältnis gerade umgekehrt. Père Symes war ein Original, und zwar eines von kuriosester Prägung.

Er hatte seinen Bücherladen in der alten Rue des Beaux-Arts, und man gelangte dorthin durch einen niedrigen Kellereingang. Um aber Père Symes von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mußte man ein richtiges Glückskind sein. Für gewöhnlich war nämlich die Tür mit dicken Ketten und eisernen Stangen fest verrammelt, und ein Zettel belehrte obendrein, daß alles Klopfen und Rütteln — eine Klingel war nicht vorhanden — vergebliche Mühe sei: der Antiquar war eben nicht zu sprechen. Punktum.

War man dagegen ein Kind des Glücks, so fand man die Tür geöffnet und konnte eintreten. Das Schauspiel, das sich einem darbot, war an sich sonderbar genug; ein Greis von einem unbestimmbaren Alter, wie es nur das lange Begrabensein unter Büchern verleiht. Er saß mit dem Rücken gegen die Straße auf einem Holzschemel, rechts und links mächtige Büchersäulen, vor sich eine kleine Nische mit einem alten Schmöcker, über den sich der graue Rücken in einem fast vollendeten Kreise beugte. In der rechten Ecke der Nische, die in staubige Manuskripte wie in grauen Fels hineingehauen schien, befand sich eine zerbrochene Champagnerflasche mit der Etikette „Veuve Clicquot triple sec“; statt des Pfropfens stak im Halse eine stark niedergebrannte Wachskerze, die einzige Beleuchtungsquelle des Ladens.

Mit den Büchern selber sah es so aus, wie wenn spielende Kinder sie in alle Ecken und Nischen des höhlenartigen Raumes versteckt hätten; sie standen nur zum geringsten Teil schön geordnet in den staubigen Regalen, meist lagen sie unter Kisten, Tüchern, Brettern, ein paar recht wertvolle sogar in Hobelspänen warm gebettet. Als nach dem Tode des greisen Mannes, in Abwesenheit der natürlichen Erben — Père Symes lebte ganz allein in Paris, seine Verwandten befinden sie in Neuseeland — das Inventar aufgenommen wurde, entdeckte man kostbare Manuskripte und Inkunabeln unter dem Fußboden und in unsichtbaren Schränken, die in die Felsen eingemauert waren.

Père Symes pflegte zwar den Kopf zu wenden, wenn er hinter sich Schritte hörte, und er brachte sein bärtiges Gesicht geschickt zwischen die Kerze und den Eintretenden, so daß die Gesichtszüge dunkel beschattet waren; aber weitere Lebenszeichen gab er nur dann von sich, wenn ihm der Kopf des Besuchers zusagte. Dann stand er auf und führte einen zu Büchern, von denen er an-

nahm, daß sie mit der Person des Käufers im Einklang stünden. Mit einer fast mystisch anmutenden Handbewegung übergab er dieses oder jene Werk; sagte es nicht zu, so kehrte er in den meisten Fällen kopfschüttelnd in seine Nische zurück und überließ den Besucher seinem Schicksal. Im anderen Falle kam es nicht selten vor, daß er das manchmal recht kostbare Werk einfach weg-schenkte; wohl aus Anerkennung des guten Geschmacks, den man gezeigt hatte.

Eines Tages fanden Besucher die Wachskerze heruntergebrannt und verlöscht. Der alte Büchermann war tot, ohne daß sich seine Haltung in der Büchernische im geringsten verändert hätte: er schien trotz der Dunkelheit das gleiche Manuskript zu studieren, über das man ihn wochenlang gebeugt gesehen hatte.

Libri, der Bücherdieb par Excellence

Guglielmo Conte Libri-Carucci della Sommaia, der Sproß einer Altflorentiner Adelsfamilie, 1803 geboren, wurde nach vollendeten Studien Professor der Mathematik an einer kleinen Universität in Italien. 1830 mußte er als politischer Flüchtling sein Vaterland verlassen und wandte sich nach Frankreich, wo er sich einige Jahre später naturalisieren ließ. Sowohl durch seine Gelehrsamkeit als auch durch sein faszinierendes Wesen hatte er rasch das Vertrauen und die Sympathien der maßgebenden Persönlichkeiten Frankreichs gewonnen. So wurde er rasch hintereinander Membre de l'Institut, Professor an der Sorbonne, Oberinspektor des öffentlichen Unterrichts und Oberaufseher der Staatsbibliotheken, welche letztere Stellung ihn in den Stand setzte, lange Zeit unbemerkt ganz ungewöhnlich umfangreiche Diebstähle an Pariser und Provinz-Bibliotheken auszuführen. Als feiner Bücherkenner stahl er nur die kostbarsten und seltensten Stücke: Inkunabeln, Holzschnitt- und Kupferwerke, ungemein seltene Stücke aus dem Zeitalter der Entdeckungen usw., aber ganz besonders Manuskripte, hauptsächlich solche aus den frühesten Zeiten, sowie solche mit besonders feinen Miniaturen geschmückt, fast ausnahmslos Prachtstücke ersten Ranges von sehr hohem Wert. In etwa sechs bis acht Auktionen, die Libri in Paris und London abhalten ließ,

wurde ein Teil der Beute zu Geld gemacht. Den kostbarsten Teil der Manuskripte hat er an einen französischen Amateur namens Barrois verkauft, und dieser trat seine ganze, umfangreiche Sammlung an Lord Ashburnham, einen distinguierten englischen Sammler ab. Schon im Jahre 1847 mußte Libri aus Frankreich fliehen, 1850 wurde er in Abwesenheit zu zehnjähriger Gefängnisstrafe verurteilt, wußte sich jedoch dieser Strafe durch die Flucht zu entziehen. Im Jahre 1869 ist er gestorben.

Im Jahre 1888 gelang es dem Straßburger Antiquar Dr. Trübner, den größten und wichtigsten Teil der umfangreichen Manuskriptsammlung Ashburnhams, der sich fast durchweg aus den Diebereien Libris zusammensetzte, zu erwerben. Durch die Bemühungen Léopold Delisles, des weltbekannten Gelehrten und vieljährigen, äußerst verdienstvollen Administrators der französischen Bibliothèque Nationale, ist es gelungen, nicht weniger als 170 der wertvollsten Manuskripte, die Libri entwendete, wieder nach Frankreich zurückzubringen. Bei dieser Gelegenheit trat die Bibliothèque Nationale dem Deutschen Reich wieder ein Manuskript ab, das während des Dreißigjährigen Krieges aus Heidelberg geraubt und nach Paris gebracht worden war, nämlich die berühmte Manesische Handschrift, die bekanntlich im 14. Jahrhundert in der Schweiz entstanden ist.

Nach dieser Abschweifung noch ein Schlußwort über Libri selbst. Seine exakten wissenschaftlichen Arbeiten haben in der Gelehrtenwelt großen Anklang gefunden und berechtigtes Aufsehen erregt, besonders seine großangelegte Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Italien. Bedauerlicherweise sind davon nur die ersten vier statt der projektierten sechs Bände erschienen. Die von ihm selbst verfaßten Kataloge der Bücher- und Handschriften-Auktionen, die er in Paris und London abhalten ließ, zeugen von bedeutenden bibliographischen Kenntnissen. Über Libris Persönlichkeit, seine wissenschaftlichen Arbeiten und über seine beispiellosen, umfangreichen Diebstähle gibt es eine ganze Literatur, teils einzeln erschienen, teils in Zeitschriften und Zeitungen zerstreut. Aus all diesen Kundgebungen geht hervor, daß er ein höchst bedeutsamer Mensch war und ist es um so mehr zu beklagen, daß er auf so schiefe Ebene geraten ist.

Jacques Rosenthal
(i. d. „N. Z. Ztg.“).

Die ältesten jüdischen Druckereien

Nicht frei vor aller Welt konnten die jüdischen Druckereien in der ersten Zeit nach ihrer Entstehung arbeiten. Sie mußten im geheimen arbeiten, waren in des Wortes buchstäblicher Bedeutung „unterirdische“ Druckereien, tief unter der Erde verborgen. Dort arbeiteten sie, von dort aus verbreiteten sie, Kerker und Schaffot trotzend, ungeachtet der schweren körperlichen Foltern, das Licht des Wissens, brachten sie die Gebetbücher für ihre Kinder, die fünf Bücher Moses und den Talmud für die Erwachsenen heraus. In der Türkei, wo der Sultan selbst den türkischen Untertanen das Druckergewerbe bei Todesstrafe verboten hatte, blühte die unterirdische jüdische Druckerei am üppigsten. Hier entstanden die Drucke hebräischer Bücher jener Zeit.

Der aufgeklärtere und gelehrtere Teil des katholischen Klerus zeigte sich zeitweilig eher zu Konzessionen bereit, und so kam es, daß dem Amsterdamer Juden Daniel Bromberg im Jahre 1517 gestattet wurde, in Venedig eine hebräische Druckerei zu errichten, in welcher jedoch ausschließlich jüdische Setzer beschäftigt werden durften. In dieser Druckerei wurde zum ersten Male punktierter hebräischer Text gesetzt.

Die Ansichten der Historiker über die Nationalität des Druckers Bromberg gehen auseinander. Manche halten ihn für einen Christen, doch gilt es heute schon als erwiesen, daß er Jude war. Hingegen begegnet man auch der Ansicht, daß schon vor Bromberg hebräische Druckwerke mit punktiertem Text erschienen seien.

In der Brombergschen Druckerei sollen zweihundert jüdische Setzer beschäftigt gewesen sein, und jeder der zwölf Bände der in seiner Offizin hergestellten Talmudausgabe soll Bromberg selbst hunderttausend Taler gekostet haben.

Interessant ist nebenbei auch die Tatsache, daß die Italiener, die die Abneigung der Türken gegen jede Druckerei kannten und wußten, daß der Türke keinen gedruckten Koran in die Hand nehmen würde, im Jahre 1518 dem Buchdrucker Paganini in Brescia die Erlaubnis zur Einrichtung einer Druckerei für die Türken erteilten, in welcher der Koran in arabischer Sprache gedruckt und dann im Orient verbreitet wurde. Wie bereits erwähnt, wurde bei den Mohammedanern im Mittelalter die Aneignung der Kunst des

Buchdruckes oder gar das Drucken des Korans mit dem Tode bestraft. Es ist selbstverständlich, daß auch die Verbreiter von Druckwerken in der Türkei keine milde Strafe zu gewärtigen hatten, und dennoch fanden sich Fanatiker der Buchdruckerei und des Buchhandels.

Die Portugiesen erwiesen sich in dieser Beziehung als toleranter den Juden gegenüber. In Portugal durften die Juden schon im Jahre 1489 in Lissabon eine Offizin errichten. Drei Jahre später, 1492, erstand in der portugiesischen Stadt Leiria eine zweite jüdische Druckerei. Diese zwei Druckereien waren die ersten in Portugal überhaupt. Die christlichen Druckerwerkstätten sind erst später entstanden.

Auch nach Polen haben Juden das Druckereigewerbe eingeführt. 1517 beginnt in Krakau eine jüdische Druckerei mit der Herausgabe des Buches „Sepher Habbachur“ ihre Tätigkeit.

In Syrien waren gleichfalls Juden die ersten Buchdrucker. 1563 wurde in Safed am Tiberiassee die erste jüdische Druckerei geschaffen, die zweite folgte im Jahre 1578. Hier konnten die Türken ihre Macht nicht in vollem Maße fühlen lassen, weshalb sie sich damit begnügten, strenge darauf zu sehen, daß die Juden den Koran nicht durch Drucklegung entweißen.

Aber nicht nur der Sultan gehörte zu den unerbittlichen Gegnern des Druckergewerbes, sondern auch die Jesuiten. Allerdings nur, soferne Angehörige anderer Religionen Druckereien in Betrieb hatten. Sie selbst unterhielten in ihren Klöstern geheime Druckereien, die sie Tag und Nacht beschäftigten.

Der gelehrte griechische Mönch Nicodemus Metana war schon nahe daran, im Jahre 1547 durch den Einfluß des griechischen Patriarchen die Bewilligung zur Errichtung einer Druckerei in Konstantinopel zu erhalten, im letzten Augenblick jedoch vereitelten die Jesuiten durch ihre geheimen Einflüsse am Sultanhof die Pläne des Griechen.

Der Papst ließ, um den verfolgten Armeniern zu Hilfe zu kommen, in Venedig eine armenische Druckerei herstellen und im Jahre 1698 nach Konstantinopel überführen, wo er sie kraft seiner Machtbefugnisse als Papst unter den Schutz der Mönche stellte. Der Sultan erschrak zunächst über diese Überrumpelung, faßte sich aber sofort und gab seinen Janitscharen den Befehl, die Teu-

felsdruckerei zu demolieren. Die Janitscharen führten den Befehl schon am Tage nach der Aufstellung der Druckerei so gründlich aus, daß die Druckerei nicht mehr betriebsfähig gemacht werden konnte.

Die Juden aber trotzten den kaiserlichen Gewalttätigkeiten, und bereits 1490 gab es eine unterirdische jüdische Druckerei, die von einem spaniolischen Juden, namens Abraham, in Betrieb gehalten wurde. Die Druckerei war sehr gut beschäftigt, und der Keller, in dem sie untergebracht war, befand sich an einer Stelle, wo er am allerwenigsten vermutet wurde: im Nachbarhause des Jildis-Kiosk. Hier wurden nicht nur hebräische Bücher, sondern auch der Koran in unzähligen Exemplaren hergestellt. Das erforderliche Papier wurde durch die auf die Meeresseite mündende Tür in die Kellerdruckerei geschmuggelt.

Selbst in der Zeit der schwersten Druckereiverfolgungen in der Türkei ließen sich die Juden nicht abhalten, Bücher zu drucken. Der Pariser Louvre besitzt ein hebräisches Buch, das im Jahre 1605 in Damaskus gedruckt wurde.

Das Manuskript des Casanova

Casanova hat bekanntlich die letzten vierzehn Jahre seines Lebens, die Zeit von 1784—1798, als Bibliothekar auf der Herrschaft Dux seines Gönners, des Grafen Joseph Karl Emanuel von Waldstein, von der Dux-Leitomischler Linie des böhmischen Geschlechts, verbracht und dort seine Memoiren in französischer Sprache niedergeschrieben. Diese Niederschrift, die sechshundert Foliobogen umfaßt, wurde im Jahre 1821 von dem Leipziger Verlagsbuchhändler Friedrich Arnold Brockhaus von einem angeblichen Nachkommen des Verfassers, Karl Angiolini, erworben. Wie Dr. Eduard Brockhaus in seiner Geschichte der Firma Brockhaus erzählt, erkannte sein Großvater Friedrich Arnold in Übereinstimmung mit den literarischen Freunden, denen er das Manuskript vorlegte, Ludwig Tieck, Freiherrn von Malsburg u. a., sogleich dessen Bedeutung als wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, „trotz seinem teilweise frivolen Inhalt“. Er war aber lange zweifelhaft, ob und wie er es veröffentlichen könne; als Versuch ließ er zunächst drei kleinere Episoden

daraus in der „Urania“ für 1822 und kurz darauf als Separatausgabe unter dem Titel „Casanoviana“ erscheinen, veranstaltete indes bald eine von Wilhelm von Schütz verfaßte deutsche Bearbeitung, deren erste 4 Bände 1822 und 1823 erschienen, während die übrigen 8 Bände 1824—1828 und eine von ihm gleich ins Auge gefaßte Ausgabe des französischen Originalmanuskripts erst 1826 bis 1838 veröffentlicht wurden, besorgt von dem Lehrer der französischen Sprache der Ritterakademie zu Dresden Professor Jean Laforgue. Die Schuld an dem langsamen Erscheinen der französischen Ausgabe trug ein Verbot des Werkes durch die sächsische Regierung, weshalb auch nur die ersten 4 Bände bei Brockhaus in Leipzig, Band 5—8 aber in Paris und Band 9—12 in Brüssel herauskamen. Freilich ist auch diese französische Ausgabe kein vollständiger und wortgetreuer Abdruck des noch im Besitz der Firma Brockhaus befindlichen Originalmanuskripts. Wenn nun damals die Regierung sogar das Weitererscheinen der französischen Ausgabe in Deutschland verbot, so werden in dem noch unveröffentlichten Teile zweifellos Sachen erzählt sein, die man geistig und sittlich unreifen Menschen nicht gern bekanntgibt. In dieser Beziehung kann also die Besitzerin, die Firma Brockhaus, sich für berechtigt halten, die Drucklegung des gesamten Werkes der allgemeinen Öffentlichkeit vorzuenthalten. Bedauerlich bleibt dabei nur, daß dadurch auch die Kulturhistoriker um die Kenntnis und Verwertung des in dieser Hinsicht so vielfach aufschlußreichen Materials kommen.

Übrigens reicht das Manuskript der Memoiren nur bis zum Jahre 1774, doch läßt schon ein von Casanovas Hand geschriebener zweiter Titel „Histoire de ma vie jusqu'à l'an 1797“ vermuten, daß er sie noch weitergeführt hat. Dieser Schluß des Manuskripts ist wahrscheinlich von ihm selbst oder von anderer Hand vernichtet worden. Nachforschungen darüber, die damals im Auftrag von Brockhaus angestellt wurden, hatten kein Ergebnis; es fanden sich in der Bibliothek des Schlosses zu Dux noch manche Papiere aus Casanovas Nachlaß, doch enthielten sie keine Fortsetzung der Memoiren. Auch der Fürst von Ligne, der Casanova bei seinem Neffen, dem Grafen von Waldstein, in Dux kennengelernt und sechs Sommer hindurch sich täglich an dessen Gesellschaft erfreute, erzählt von einem nicht mehr vorhandenen Schluß der Memoiren.

Das größte Buch der Welt

Im „Allgemeinen Anzeiger für Buchbindereien“, Stuttgart, war zu lesen: Wien, das wie alle katholischen Städte reich an Kirchen und Kapellen ist, birgt in diesen auch gar viele Kostbarkeiten. Unter anderen befindet sich in einer, der Dominikanerkirche, ein Buch, wie es sicher einzig in der Welt ist, ein Werk von ungeheurem Umfange. Hinter dem Hochaltar des Gotteshauses kann man, an der Wand befestigt, ein Ding sehen, das wie ein alter Schrank erscheint, der nichts besonders Bemerkenswertes hat und an dem die Besucher der Kirche, selbst wenn sie zu deren Besichtigung gekommen sind, meist achtlos vorübergehen. In Wirklichkeit handelt es sich aber nicht um einen Schrank, sondern um ein Buch. Dessen Blätter bestehen jedoch aus ganz dünnen, eingerahmten Holztafeln, die auf beiden Seiten mit Pergament überzogen sind. Ihre Höhe beträgt 4, die Breite 3 Fuß. Am Buchrücken sind sie durch eigenartige Angeln befestigt, so daß sie sich beim Umblättern wie Türen bewegen. Wie Umfang und Aufmachung des Buches, so ist auch sein Inhalt höchst eigenartig. Für das große Publikum bietet er geringes Interesse, der Historiker wird ihn aber sehr wertvoll finden. Er besteht nämlich aus einer Totenliste, einem Verzeichnis der Väter und Brüder des Dominikanerklosters, die seit dem Jahre 1424 da verstorben sind. Doch würde die Namensauführung allein natürlich nicht viel Bedeutung besitzen, es sind aber stets biographische Notizen und oft recht ausführliche beigefügt, und da sich unter den Namen gar manche von Persönlichkeiten finden, die in der Wissenschaft eine bedeutende Stellung besaßen, so hat das Buch großen geschichtlichen Wert. Auf dem ersten Blatt liest man den Spruch des heiligen Augustinus: „Der Tod derjenigen erscheint glücklich, deren Leben lobenswert gewesen.“ Hunderte und Hunderte von Namen folgen dann. Gleich einer der ersten ist der des Franziskus de Retza, der von der theologischen Fakultät der Wiener Universität die Doktorwürde erhielt; vor ihm war eine derartige Auszeichnung keinem der Ordensbrüder zuteil geworden. Die Zahl der unbekanntten Mönche, die dann folgt, überwiegt natürlich, aber auch unter den weiter Verzeichneten befinden sich manche Doktoren und Professoren, die sich dem Studium der Heilkunde gewidmet oder mit den schönen Künsten beschäftigt hatten

und deren Namen, wie erwähnt, über das Gebiet des Klosters hinausgegangen sind, ja über das des Heimatlandes. Jetzt ruhen sie in den Grüften unter dem Kloster, die viele, viele Hunderte von Särgen bergen. Das Totenbuch ist aber durch das Verzeichnis der Dahingegangenen noch lange nicht ausgefüllt.

„Pickwick Papers“

Während wir bei alten Büchern, besonders bei Inkunabeln, die Riesenpreise verstehen können, die oft dafür angelegt werden, muß es uns in Verwunderung setzen, daß Bücher, die vor noch nicht einem Jahrhundert erschienen sind, bereits so ungeheuer selten sein können. Zu den größten Seltenheiten der neueren Literatur gehört der geniale Erstlingsroman von Dickens, seine „Pickwick Papers“. Die Erstausgabe dieses berühmten Buches ist wohl zweifellos eines der teuersten Bücher des letzten Jahrhunderts, denn es sind für ein Exemplar schon 20 000 Mark gezahlt worden, ein Preis, den sonst nur die bedeutendsten Wiegendrucke oder Werke, wie die ersten Shakespeare-Folio, erreichen. Um jedes Exemplar dieser Erstausgabe entbrennt auf den Auktionen ein heftiger Kampf, und die Preise werden immer höher hinaufgetrieben. Man kennt gegenwärtig kaum ein Dutzend vollständige Exemplare. Der Grund für diese Seltenheit liegt hauptsächlich in dem Umstand, daß der Roman des damals noch ganz unbekanntenen „Boz“ — wie sich Dickens nannte — in Lieferungen erschien. Die erste Lieferung des unsterblichen Werkes wurde am 31. März 1836 ausgegeben und präsentierte sich in einem grünen Papierumschlag, auf dem ein Bild mit dem schafenden Herrn Pickwick und einem Sportsmann zu sehen war, der auf einen kleinen Vogel schießt. Die ersten drei der monatlich erscheinenden Lieferungen wurden nur in 400 Stücken gedruckt, und diese Erscheinungsform in losen Heften hat viel dazu beigetragen, daß die meisten Exemplare untergegangen sind. Für jede dieser drei ersten Lieferungen sind in letzter Zeit Summen von 100 Pfund für das Stück gezahlt worden. Die allmähliche Preissteigerung für diese Erstausgabe ist ein bezeichnendes Beispiel für den Wert, den Seltenheiten erhalten können. Im Jahre 1870, dem Todesjahr von Dickens, wurde für ein schönes Exemplar des „Pickwick“ in den Originalumschlägen der Preis von 300—400 Mark ge-

zahlt. Diese Preise veränderten sich nicht bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. 1898 und 1899 wurden zwei Exemplare verkauft, von denen das bessere 480 Mark brachte. Dann aber kam ein gewaltiger Sprung, und 1903 wurde bereits für ein mäßig erhaltenes Stück in London der Preis von 2840 Mark gezahlt. Fünf Jahre später erwarb ein amerikanischer Sammler die Erstausgabe der Pickwickier für 5600 Mark, und drei Jahre später, 1911, brachte ein ziemlich fleckiges Exemplar 3700 Mark. 1914 wurde ein Exemplar, das 20 Jahre vorher 680 Mark gebracht hatte, für 10 000 Mark erworben. Den höchsten Preis erreichte das Buch im April 1916, wo ein ganz hervorragendes Exemplar, dem eine Seite des Originalmanuskripts beilag, auf einer amerikanischen Versteigerung 20 000 Mark erzielte.

Gesamtauflage: Ein Exemplar

Kurz bevor Lord Curzon starb, wurde für ihn eine Sonderausgabe der „Times“ veranstaltet, die nur in einem einzigen Exemplar gedruckt wurde. Es entsprach seinem Inhalt nach vollkommen der zur allgemeinen Ausgabe gelangten Nummer des betreffenden Tages, enthielt jedoch nicht das sehr ungünstige offizielle Bulletin vom Krankenlager Curzons, sondern ein eigens zur Täuschung Curzons verfaßtes, das sehr zuversichtlich gehalten war. Diese Art von Täuschung war aber schon damals keineswegs neu. Der Abonnent eines anderen englischen Blattes, ein alter Herr, dessen Sohn in einen Skandalprozeß verwickelt war, erhielt sogar fünf Tage hintereinander Ausgaben seiner Zeitung, die nur für ihn gedruckt wurden. Um ihn durch die Prozeßberichte nicht aufzuregen, ließ die Redaktion der betreffenden Zeitung auf Wunsch der Angehörigen den Prozeßbericht aus den für ihn bestimmten Nummern fort und ersetzte ihn durch ein anderes Textstück. In einem anderen Falle wurde einer kleinen Novelle zuliebe, die eine auf den Tod erkrankte schriftstellerische Dilettantin vor ihrem Ende noch gedruckt sehen wollte, eine Zeitung in nur einem Exemplar gedruckt. Die Novelle war spottschlecht und eignete sich deshalb nicht zur Veröffentlichung. Als Papst Leo XIII. am Sterben war, wurde mehrere Tage hindurch eine Sonderausgabe des „Osservatore Romano“, den er täglich sehen wollte, mit einem freundlich fingierten ärztlichen Bulletin für ihn gedruckt.